



Kokon klingt besser als Zersetzungstank: Zu Beginn jeder sogenannten Reerdigung wird der Leichnam, hier ersetzt durch eine Holzfigur, in feuchten Grünschnitt gebettet.

FOTO: CHRISTIAN CHARISSU/PICTURE ALLIANCE/DPA

Pietät und Profit

Ein Berliner Start-up will Verstorbene kompostieren. Die Bestattungsbranche ist in Aufruhr. Eine Geschichte über die Frage, wie künftig auf deutschen Friedhöfen beigelegt werden soll und darf

Von Ulrike Nimz

Monika Kadisch war eine kreative Frau. Sie töpferte, bemalte Steine, schuf zarte Figuren aus Pappmaché. Oft waren es Engel. Als klar war, dass sie den Krebs nicht besiegen würde, entschied sie, auch kreativ von dieser Welt zu gehen. Ihr Körper sollte nicht zu Asche brennen, nicht im Sarg zerfallen. Monika Kadisch, Erzieherin, Künstlerin, beste Freundin, wollte nicht nur unter die Erde. Sie wollte Erde werden.

„Reerdigung“ heißt diese neue Form der Bestattung, die auf einem Prozess beruht, den die meisten aus dem Garten kennen: Kompostierung. Der menschliche Körper wird innerhalb von 40 Tagen zersetzt, in einer speziell dafür entwickelten Apparatur. Bislang gibt es in Deutschland nur ein Unternehmen, das diese Leistung anbietet. Das Berliner Start-up „Meine Erde“ hat zuletzt viel Aufmerksamkeiten bekommen – von Politikern, Rechtsmedizinern, Journalisten. Und obwohl es in dieser Geschichte um die letzte Ruhe geht, wird von einem Krieg die Rede sein, der in der Bestattungsbranche tobt. Es geht um Pietät und Profit, um die Frage, wie künftig beigelegt werden soll auf deutschen Friedhöfen.

Drei Wochen lang hat sie den Leichnam gekühlt, auf Reis, Salbei und Lavendel gebettet

An einem sonnigen Tag im August steht Ulrike Henning vor der Kapelle des Friedhofs Eichhof in Kiel und wartet auf die Trauergesellschaft. Ihr Lebensmotto trägt sie als Tattoo auf dem Unterarm: „Hakuna Matata“ – es gibt kein Problem. Die Bestatterin aus Bremen ist auf besondere Beisetzungen spezialisiert. Wer zu ihr kommt, möchte keine schweren Trauerkränze, kein ritualisiertes Weinen, der sucht Leichtigkeit im Angesicht des Todes.

Drei Wochen lang hat sie Monika Kadischs Leichnam gekühlt, auf Reis, Salbei und Lavendel gebettet. Jeden Tag hat Ulrike Henning der Verstorbenen eine Tasse Kaffee hingestellt, so war es ausgemacht, ein letztes Ritual, solange der Körper in ihrer Obhut ist. Es hat gedauert, bis einer der zwei „Kokons“ frei geworden ist, die „Meine Erde“ in Mölln und Kiel betreibt, vorerst als Pilotprojekt, geduldet vom Gesundheitsministerium. Noch dieses Jahr will Schleswig-Holstein eine Novelle des Bestattungsgesetzes auf den Weg bringen, die Reerdigung als dritte Bestattungsform zulassen – oder eben nicht.

Der Kokon, das ist eine etwa zwei Meter lange Wanne aus Kunststoff, gefüllt mit feuchtem Grünschnitt. Darin liegt der Leichnam von Monika Kadisch, nur ihr Gesicht ist zu sehen. Ulrike Henning hat ihr die Haare gekämmt, wie sie es wollte, zum Pony, bloß nicht nach hinten. Ihre Freunde stehen am Kopfende. „Sie sieht entspannt aus, friedlich irgendwie.“ Im September werden sie wieder zusammenkommen, um die kompostierten Überreste beizusetzen. Das geht nicht überall, nur Friedhöfe in Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg-Vorpommern erlauben es bislang. Monika Kadisch wird nicht in ihrer Heimat ruhen, sondern im Wildblumengarten des Friedhofs Hamburg-Ohlsdorf.

Was bis dahin passiert, im Kokon und nach Ablauf der 40 Tage, erklärt Pablo Metz ein paar Wochen zuvor bei einer Pressekonferenz in Kiel. Der Co-Gründer von „Meine Erde“ steht neben einem schlichten Holzstarg, zu Demonstrationszwecken mit Blumenerde gefüllt, ein schlanker

Mann mit Dutt und weißem T-Shirt. Er sieht mehr nach einem Yoga-Lehrer aus als wie jemand, der mit dem Tod Geld verdienen möchte.

Die Reerdigung, sagte Metz, passe besser in diese Zeit als eine Feuerbestattung. Weil sie klimaneutral und nachhaltig sei, weil sie zeige, „dass der Tod nicht im Keller eines Krankenhauses stattfinden muss, dass er schön sein kann“. Metz erzählt von seinen Kindern, die Fragen gestellt hätten zum Zustand der Welt, ihn drängten, „mal was Richtiges“ als Beruf zu machen. Auch seine Großmutter habe ihn bestärkt. Anfang des Jahres ist sie gestorben, mit 99 Jahren – und natürlich reerdigt worden.

Der Tod ist eine Familienangelegenheit, viele Bestattungsfirmen sind Familienunternehmen. Also redet man eben über die Familie, selbst wenn man wie Pablo Metz aus der IT-Branche kommt. Die Abläufe im Kokon beschreibt er so: Der Leichnam werde durch Mikroorganismen „transformiert“, die auf Körper und Grünschnitt leben. Ein natürlicher Prozess, bei dem eine Temperatur von um die 70 Grad entsteht. Nichts als Luft wird zu- und abgeführt, durch einen Biofilter, um Gerüche zu binden. Von der zweiten Woche an werde der Kokon mehrmals am Tag „gewiegt“, damit sich keine Flüssigkeit am Boden des Behälters sammelt. Mittels Sensoren lässt sich der Prozess aus der Ferne überwachen, fällt die Temperatur, ist er beendet und der Behälter kann geöffnet werden. Die verbliebenen Knochen werden entnommen, „verfeinert“ und wieder beigeigicht.

Bei „Meine Erde“ verliert der Tod seinen Schrecken. Kokon, das klingt besser als Zersetzungstank. Transformation klingt schöner als beschleunigte Verwesung. Das Verfeinern von Knochen lässt sich Hinterblie-

benen eher zumuten als der Einsatz einer Hammermühle. 2900 Euro kostet eine Reerdigung. Hinzu kommen Kosten für die Grabstelle und Leistungen der Bestatter. Wie genau sich das Substrat zusammensetzt, in das der Leichnam gebettet wird, verrät die Firma nicht, Fotos von der Apparatur sind während der Pressekonferenz nicht erlaubt. Man fürchtet, dass Mitbewerber den Kokon nachbauen, das Geschäftsmodell kopieren. Gestorben wird schließlich immer, in Deutschland eine Million Mal pro Jahr.

Der Vorwurf der Geheimniskrämerei trifft das Unternehmen öfter. Forensiker haben die Reerdigung in Fachbeiträgen und Zeitungsartikeln hinterfragt, teils angegriffen. Prominenter Kritiker ist Klaus Püschel, ehemaliger Leiter der Hamburger Rechtsmedizin. Er empfängt in seinem Büro am Uniklinikum Hamburg-Eppendorf. Im Foyer erinnert das Ticken einer Standuhr daran, dass die Zeit unablässig abläuft.

Püschel bezweifelt, dass der menschliche Körper bei einer Reerdigung vollständig zersetzt wird. Der Bundesverband Deutscher Bestatter veröffentlichte eine Sonderbeilage, darin stellt der Professor die Behauptung auf, so ein Kokon enthalte am Ende „relativ viel verfaultes Fleisch“. Er beruft sich auf seine langjährige Erfahrung „mit Leichen unter verschiedenen äußeren Bedingungen“. Proben von „Meine Erde“ hat er nicht untersucht. Das Unternehmen habe ihm keinerlei Informationen gegeben. „Der Prozess ist für mich eine Black Box und für die Angehörigen auch.“

Als Forensiker hat Püschel ein pragmatisches Verhältnis zum Tod. Er selbst ist Körper- und Gewebespender. Ihn stört nicht, dass Studierende an seinem Leichnam operieren werden. Ihn stört, dass Pablo Metz

und sein Team Verstorbene „quer durchs Land fahren“, um einen Friedhof zu erreichen, der die Beisetzung der Erde zulässt. Für Püschel ist das nicht zuallererst Folge von Federalismus und zähen Gesetzgebungsverfahren, sondern „Leichtentourismus“. Er sorgt sich um die Totenruhe. Das Kippen des Kokons, das Herausholen der Knochen aus der Erde. „Da wird vermutlich drin gewühlt, gesiebt, gerüttelt. Hinterher muss alles vermengt werden, wie beim Kuchenbacken.“ Püschel fordert, dass unabhängige Gutachter den Prozess begleiten, das Verfahren ordnungsgemäß akkreditiert wird, bevor die Länder ihre Bestattungsgesetze anpassen.

Treibt da also eine Firma Schindluder mit Verstorbenen und sperrt die Wissenschaft aus? „Meine Erde“ kontert solche Vorwürfe mit Verweis auf die Universität Leipzig. Dort haben Rechtsmediziner im Auftrag der Firma Proben aus den Tanks untersucht. Dazu den Schädel- und einen Oberschenkelknochen einer Körperpendlerin. „Was aus den Kokons herauskommt, ist mit Humus sehr stark vergleichbar“, sagt Marcus Schwarz. Er ist forensischer Entomologe, hat ein Buch geschrieben über Insekten und ihre Rolle bei der Klärung von Mordfällen. Die Polizei zieht ihn regelmäßig als Experten hinzu. „Wir haben sämtliche Verfahren durchgeführt, die bei uns im Institut möglich sind, sogar andere Wissenschaftsdisziplinen hinzugezogen.“ An den Knochen habe man keinerlei Weichgewebe mehr gefunden. „Wenn Sie mir die Frage stellen, ob es funktioniert: Tut es.“

Seine Ergebnisse will Marcus Schwarz demnächst im Fachjournal der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin publizieren. Er hält einen Paradigmenwechsel in der Bestattungsbranche für möglich. „Wer nach ein, zwei Jahren mal in einen Sarg geschaut hat, was da vom Leichnam übrig ist, das hat auch nicht unbedingt etwas Ästhetisches. Wenn jetzt jemand kommt und sagt: Wir haben eine dritte Variante, und die ist umweltverträglich, dann finde ich das diskutabel.“

„Sie haben den Feuerbestatter den Krieg erklärt.“

Die Branche diskutiert tatsächlich, als ginge es ums, nun ja, Überleben. Ende September zitierte der Spiegel aus einer Stellungnahme der Bestatter-Innung Schleswig-Holstein zur geplanten Gesetzesnovelle. Darin wird vor einem „Garen des Verstorbenen“ gewarnt, so als hinge der Zersetzungstank über offener Flamme. Ein Bestatter berichtet dem Nachrichtenmagazin von Verwesungstank beim Abholen der Erde. Die SZ hat mit ihm gesprochen, aber auch mit Kollegen, die andere Erfahrungen gemacht haben.

„Lediglich einen leichten Geruch von Ammoniak“ will ein Bestatter wahrgenommen haben, ein zweiter den von Silage. Ein dritter erinnert sich: „Wir haben wunderbare Erde vorgefunden, wie der frischeste Mulch, den Sie im Baumarkt kriegen, für die Zucht von Tomaten.“ Das Start-up habe vor allem einen Fehler gemacht: „Sie haben den Feuerbestatter den Krieg erklärt.“ Einige in der Branche fürchteten wohl um ihre Pfunde oder hätten schlicht kein Interesse, Trauernde 40 Tage lang zu begleiten, vermutet ein Mitglied des Bundesverbandes. Das Team von „Meine Erde“ wird als „durchweg freundlich“ beschrieben, aber auch als „fachfremd und teilweise naiv“. „Da musste der Bestat-

tungsschein nachgereicht werden, die wussten gar nicht, was das ist. Die haben keine Ahnung von Verstorbenen, nur ein Büro, wo sie mit ihrem Laptop sitzen und ein kluges Gesicht machen.“

Die Firma hat ihren Sitz in einem Neuköllner Hinterhaus. Das Büro sieht aus wie jeder hippe Coworking-Space in Berlin. Schreibtische, Topfpflanzen, nichts erinnert an den Tod. Pablo Metz gibt sich gelassen, trotz des Gegenwindes, den er und seine 20 Mitarbeiter oben im Norden erfahren. „Wir sehen keinen Krieg“, sagt er. „Wir verstehen uns als Partner von Bestattern und Friedhöfen. Wir haben immer gesagt, dass wir eine Idee verwirklichen wollen, und zwar gemeinsam.“ Den Vorwurf der Schönfärberei lässt er nicht gelten. „Wir nutzen eine pietätvolle Sprache aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen und wollen trotzdem transparent sein. Kein Bestatter spricht auf seiner Website von Leichen oder davon, dass natürlich auch nach einer Feuerbestattung Knochen gemahlen werden müssen.“

Herzschrittmacher und künstliche Hüftgelenke sollen bald automatisch aussortiert werden

Das Team trage Schutzkleidung beim Sieben der Erde. Bis auf behördlich genehmigte Proben geht nichts davon verloren. Auch „beschimpfenden Unfug“, wie das Strafgesetz die Störung der Totenruhe definiert, schließt Metz mit aller Entschiedenheit aus. Seine Mitarbeiter seien zwar nicht aus der Branche, die meisten aber hätten ein Praktikum im Bestattungsinstitut oder auf dem Friedhof absolviert. Der Begriff des Bestatters ist in Deutschland nicht geschützt, jeder kann sich so nennen.

Demnächst soll eine Fertigungsstraße in Betrieb gehen, die Metallteile wie Herzschrittmacher und künstliche Hüftgelenke automatisch aussortiert. Knochen und Erde werden dann zusammen gemahlen, das händische Sieben entfällt. 25 Kokons will „Meine Erde“ bald in Norddeutschland betreiben, in Hamburg hat das Unternehmen ein Grundstück gepachtet, die Genehmigung für ein weiteres Pilotprojekt steht aber noch aus. Für die Firma steht viel auf dem Spiel, jeder Fehler, jede schlechte Schlagzeile könnte das Aus bedeuten für Reerdigung in Deutschland.

Von Monika Kadisch tierlich und vom Krebs gezeichnet, sind am Ende 160 Kilo Erde geblieben. Ulrike Henning und ihr Team haben Mühe, sie aus dem Leichenwagen zu heben. Der neue Kokon sei größer, man müsse wohl noch an der geeigneten Menge Substrat arbeiten, sagt eine Mitarbeiterin von „Meine Erde“, die an diesem Tag auf dem Ohlsdorfer Friedhof dabei ist. Die Erde ist in ein zuvor bemaltes Tuch aus Naturfaser eingeschlagen, darauf ein Herz und das Wort „Knutschkugel“. Nichts riecht unangenehm. Mit vereinten Kräften werden die sterblichen Überreste in das Grab hinabgelassen. Dann nimmt Ulrike Henning die Trauergesellschaft ein zweites Mal in Empfang.

Alle zusammen schaufeln sie die Grube zu. Ein Kind sitzt am Rand und lässt die Biene baumeln. Niemand trägt Schwarz, niemand weint. Später werden sie Blumenweiden in die Erde setzen, eine Schale Wasser aufstellen, als Vogeltränke, ein Picknick machen mit Melone und Kuchen. „Ich lasse in mein Testament schreiben, dass ich das auch will, und fertig“, sagt eine der Freundinnen. Einmal im Jahr wollen sie wiederkommen, an Monika Kadischs Geburtstag.



Am Ende bleiben 160 Kilo Erde, die in einem Grab auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf beigelegt werden.

FOTO: ULRIKE NIMZ